

(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

20]

Roman von J. G. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Er genoß jenes fast vollkommene Glück, das nur den Schwachen zu teil wird, wenn die Verhältnisse genau mit ihren Wünschen übereinstimmen, und wenn sie sich nicht in den Kopf setzen, eigne Energie beweisen zu wollen. Mit Freudigkeit fühlte sich Dufrene von einer festen, willensstarken Hand geleitet. Er gehorchte mit Wollust. Er befand sich in vollständiger Befriedigung darüber, sich in jeder Richtung dem Willen seines Herrn zu unterordnen. Er fühlte, daß seiner Umgebung das vollkommenste Vertrauen entsprach, und er hatte auch das Gefühl (und bei ihm war das Gefühl untrüglich), daß Herbeline ihn nie aufgeben würde.

Anfangs hatte es ihn überrascht; unwillkürlich hatte er nach Gründen geforscht, aber er konnte ihnen nicht auf die Spur kommen. Es hing mit nichts zusammen, das ihm aus seinem eignen Leben oder aus dem Leben seiner Frau bekannt war. Und er hatte dieses Forschen um so lieber aufgegeben, als er sich Vorwürfe machte, irgend eine Handlung oder Absicht von Herbeline einer Kritik zu unterziehen.

Seither war seine Gemütsruhe eine vollständige.

Schon beim Eintreten lachte er übers ganze Gesicht, vor lauter Vergnügen, Herbeline zu sehen.

„Was giebt's?“, fragte dieser herzlich.

„Herr Doktor!“ entgegnete dieser, „ich komme, mir eine Günst zu erbitten. Heute ist Donnerstag, die Kleine ist zu Hause — sie klagt, daß sie des Nachts nicht gut schlafen kann. Ich glaube nicht, daß es irgend etwas zu bedeuten hat, aber es mir sehr lieb, wenn gerade Sie mich darüber beruhigen wollten.“

Wie alle Menschen seiner Art, hatte Dufrene ein solches Vertrauen nur in den, dem er ganz ergeben war. Er glaubte an das Wissen des Arztes, wie er an seine Energie und Klugheit glaubte, wie er an seine Weissagungen geglaubt haben würde, wenn Herbeline sich als Prophet aufgespielt hätte.

„Wenn es nichts weiter ist!“ antwortete Guy, der seinen Mann kannte. „Ich will Ihre Tochter noch vor meiner Ausfahrt untersuchen, wenn Sie sie gleich herbringen können, wenn nicht, dann beim Nachhausekommen.“

„Aber sie ist ja hier, Herr Doktor,“ sagte Dufrene. „Heute ist Donnerstag, und die Damen haben sie erwartet.“

Er ging hinaus und brachte das junge Mädchen herein.

Die Schönheit war mit ihr in den Raum getreten. Ihr Wuchs, der Rhythmus ihrer Bewegungen, das Rauschen ihrer Kleider waren schon etwas ganz Außerordentliches. Eine Harmonie, eine Fülle, etwas Schreckliches und Herrliches zugleich, unendliche Verheißungen, mit einem Wort, das ganze weibliche Drama, das seit der Morgenröthe der Civilisation dem großen Drama der Natur gegenübersteht, verkörperte sich in ihr.

Marguerite war eben über jenen kritischen Zeitpunkt hinweggelangt, wo die geheimnisvolle Künstlerhand, die uns gestaltet, oft an dem Problem scheitert, aus einer auserlesenen Mädchenknospe ein verführerisches Weib zu machen. Aber hier hatten die geheimnisvollen Mächte gesiegt. Marguerite besaß jene Grazie, die sich unter einer Myriade von Frauen in einem einzigen auserlesenen Exemplar verkörpert. Sie verband alle Reize der Brünette mit den schlanken Formen der Blondine. Wunderbare Linien kreuzten sich und verbanden den vollen Hals mit dem Kopf und der Büste. Es gab keine schöner geformten Wangen, kein zarteres und weiches Sinn. Der Teint war leuchtend und makellos. Er zeigte jenen entzückenden Schmelz, wie ihn Perlen haben, die nur der Reinheit der weißen Farbe bedürfen, um vollendet schön zu sein. Darüber glänzte das weiche Haar nachtschwarz. Die Augen warfen wechselnde Lichter wie ein Leuchtturm und die Lippen hatten unter der überaus zarten Haut den halbfeuchten Schimmer eben aufgeschlossener rosa Blüten.

Guy war in ihrer Gegenwart immer etwas verwirrt. Obgleich er sie aufrichtig bewunderte, hatte seine Verwirrung doch nichts Sinnliches, außer jenem schwellenden, vagen Lust-

und Lebensgefühl, das die weibliche Schönheit lebhafter erweckt als die zauberhafteste Landschaft.

Aber ihr Anblick weckte mit außerordentlicher Kraft die Erinnerung an die Missethat, deren er sich schuldig gemacht.

In ihrer Gegenwart sah er augenblicklich das Zimmer wieder, in das er an jenem Winterabend eingedrungen war, sah den Greis am Boden hingestreckt und die verhängnisvolle Schublade, die wie eine geheimnisvolle Hand dem armen Arzt ein Vermögen hinhielt. Diese Vorstellung war ihm nicht direkt unangenehm. Er fühlte nur, daß irgend ein physischer Schwächezustand — ein Fieber, oder ein Anfall von Neurasthenie — im Stande gewesen wäre, daraus eine Art fixer Idee zu gestalten. Deshalb hätte er vor allem gewünscht, daß es ihm nicht mit solcher Gewalt vor Augen getreten wäre.

Manchmal entsprang ihm daraus auch eine sehr merkwürdige Befriedigung. Dann war es das Gefühl eines Sieges, zu dem er sich beglückwünschte, da niemand darunter zu leiden haben würde.

„Ihr Glück ist in meinen Händen,“ dachte er, „und sie ist glücklich.“

Sie war viel verwirrter als er. Ihr Vater hatte den Kultus, den er mit Herbeline betrieb, auch ihr beigebracht. Vielleicht wäre sie instinktiv zurückhaltender gewesen, wenn Dufrene auch nur die geringste Demütigung erfahren hätte. Aber sie sah den Doktor so natürlich, so einfach, so herzlich, er kehrte so wenig den Herrn heraus, setzte ein so unbedingtes Vertrauen in sein Faktotum, daß sie es mit immerwährendem Entzücken empfand.

„Nun,“ sprach sanft der Doktor, „man sagt mir, daß Sie nicht schlafen können. Warum?“

Sie lächelte leicht errötend, und ihre Erregung ließ sie noch leuchtender erscheinen. Er betrachtete sie mit aufrichtiger Bewunderung, ohne jeden Hintergedanken. Dann griff er nach ihrem Puls und klopfte sie ab.

„Arbeiten Sie viel vor dem Schlafengehen?“ fragte er.

„Nein, das ist mir verboten. Ich lese ein wenig.“

„Kommt Ihre Schlaflosigkeit daher, daß Sie schwer einschlafen, oder erwachen Sie plötzlich?“

„Ich schlafe schwer ein und am Morgen kann ich mich nicht herausreißen.“

„Träumen Sie viel?“

„Nicht zu viel. Am häufigsten schreke ich plötzlich auf, ohne noch völlig eingeschlafen zu sein.“

„Haben Sie Alptrüben?“

„Nein . . . oder wenigstens nur selten.“

„Lesen Sie gar nicht mehr und trinken Sie sehr wenig bei Ihrer letzten Mahlzeit!“ sagte Guy lächelnd.

Er drückte ihr die Hand, und Dufrene begleitete sie zu Madame Monteaury.

Zwei Minuten darauf kam er wieder zurück, eben in dem Augenblick, als der Doktor sich erhob, um auszugehen.

„Nun, Herr Doktor?“

„Lieber Freund, sie ist sechzehn Jahre alt, das ist ihre ganze Krankheit. Eine ganz kleine Krisis, die sehr bald vorübergeben wird, denn dieses Kind hat eine wunderbare Konstitution . . .“

„Sie ist nie im Leben krank gewesen,“ sagte Dufrene. „Ich war gerade deshalb ein wenig beunruhigt. Also, bedarf es gar keiner Behandlung?“

„Nicht im geringsten. In ihrem Alter ist es gewöhnlich die Blutarmit, die man zu bekämpfen hat. Sie ist aber nicht blutarm, man muß eben der Natur ihren Lauf lassen.“

Nachdenklich fügte er hinzu:

„Es würde vielleicht ratfam sein, sie jung zu verheiraten.“

„Glauben Sie?“ rief Dufrene ganz bestürzt.

„Man sollte denken, das beängstigt Sie,“ meinte lachend Herbeline.

„Es entsetzt mich geradezu,“ gab der andre zurück. „Die Ehe ist etwas so Gewagtes und dabei etwas so Endgültiges. Wenn sie schlecht ausfällt, so ist es der erste Schritt auf dem Wege zum Tode. Für ein Mädchen ist es so reizvoll, darauf zu hoffen, aber so traurig, dadurch gefesselt zu sein! Und dann, heißt es nicht andre vielleicht einem schrecklichen Schicksal entgegenzuführen, das uns höchst erspart geblieben?“

„Sie sind also Pessimist!“

„Nicht für mich selbst . . . Aber wahrlich, wie sollte man es nicht für die Seinen sein? Ich kann noch begreifen, daß man für seine Person das Feuer nicht scheut, aber der Gedanke, daß man Wesen in die Welt setzt, um sie ins Feuer zu schicken . . .!“

„Was aber erträumen Sie für Marguerite?“

„Ach, Herr Doktor, ich würde es ihr so gern gönnen, daß sie noch fünf, sechs Jahre fern von allen Uebeln der Welt sich ihres Lebens freut!“

Guy drückte ihm die Hand und ging. Unterwegs fuhr er fort, an die Dufrenés zu denken. Er besuchte Diabetiker, Nerven- und Sichtsranke und einen Krebskranken. Angesichts dieser armen Leidenden gedachte er, welsch ein ungeheurer Mut dazu gehören würde, das Leben anzunehmen, wenn die Wahl einem freistünde. Dieses kranke Fleisch, dieses gemarterte Gehirn, diese hinfälligen Herzen und diese zerrissenen Nerven! Diese ewige Unruhe, diese Angst, diese Qual! Und dieser wenig mitleidvolle Mensch hatte den aufrichtigen Wunsch, daß diejenigen, die er beraubt hatte, keine Kranken in die Welt setzen möge.

Ganz erfüllt von diesem Gedanken kam er wieder nach Hause, und da er Marguerite bei seiner Frau und seiner Schwiegermutter antraf, schien es ihm, als sei sie wirklich etwas blaß. Das erweckte seine Unzufriedenheit. Er blieb einige Augenblicke nachdenklich und sagte dann zu seiner Schwiegermutter:

„Möchten Sie sie nicht nach Aulnettes mitnehmen? Ich denke, das wird genügen, um sie vollständig wieder herzustellen.“

„Aber mit dem allergrößten Vergnügen,“ sagte die alte Dame. Alle vier sahen sich lächelnd an. So mochten Familien zu Saint-Pierre gelächelt haben, wenige Minuten bevor der Feuerregen die ganze Stadt verschlang! —

(Fortsetzung folgt.)

## Bei tibetanischen Nomaden.\*)

1. August. Als ich mit den Worten: „Drei Tibeter kommen auf Besuch“ gewedt wurde, regnete es merkwürdigerweise nicht. Ich sprang auf und versteckte die Steinigkeiten, die einen geheimnisvollen Fremdling hätten verraten können. Zwei Männer und eine Frau erschienen; daß sie in friedlicher Absicht kamen, sah man schon von weitem, denn sie führten ein Schaf am Stricke und trugen verschiedene Sachen.

Sampo Singi führte wieder das Wort und reichte seine Delikatessen an unserm Feuer auf. Ach, was für schöne Sachen; jetzt würden wir nach der knappen Kost der letzten Tage wie Kürsten tafeln! Ein großes Stück Fett (Mar), ein Napf saure Milch (Scho), eine hölzerne Schale mit Käsepulver (Tschorá), eine Kanne Milch (Oma) und einen Klumpen Sahne (Vema): konnten wir uns ein lustvolleres Frühstück wünschen?

Alles war Primatware, außer der Sahne, die beinahe an einen Bund auf einandergelegter, bedenklich ruffiger und haariger Hautlappen erinnerte. Das Käsepulver ist eines der Ingredienzien der „Tjamba“, die im übrigen aus Mehl, Thee, Fett- oder Butterstücken, was man gerade hat, alles in einer Schüssel verrührt, zu befehen pflegt. Ich muß gestehen, daß es mir nie gelungen ist, mich an diese von den Mongolen hochgepriesene Delikatesse zu gewöhnen.

Um so besser wußte ich die saure Milch zu würdigen. Sie übertraf alles, was ich mir hatte denken können, und hätte mir ein höheres Wesen, als sie verzehrt war, unter allen Delikatessen der Erde freie Wahl gelassen, so würde ich ohne Zögern um noch etwas saure Milch gebeten haben! Sie war dick, weiß und säuerlich; in der ganzen Welt hat die „Scho“ der Tibeter nicht ihresgleichen!

Alles dieses sowie das Schaf sollte nun bezahlt werden, und Schagdur zog einige chinesische Silberstücke hervor. Sampo Singi wog sie und fand sie gut, erklärte aber, nur Silbergeld von Lhasa annehmen zu können. Da wir solches nicht besaßen, prüften wir ihn auf seine Empfänglichkeit für blauen chinesischen Stoff, und das wirkte. Mit wahrem Genuße strich er darüber hin und ließ ihn zwischen den Fingern rauschen; er besah ihn in der Nähe und aus der Ferne, mit einem Worte: er hatte angebissen. Die Augen seiner Gattin glänzten vor Begierde. Wir hatten von diesem Zeuge zwei Pakete zu Tauschzwecken mitgenommen, und Sampo Singi wollte das eine haben. Das asiatische Parlamentieren und Feilschen begann, und schließlich mußte er sich mit 12 Ellen, dem dritten Teile eines Paketes, begnügen. Pferde konnte er jedoch nicht entbehren, so sehr wir ihn auch in Versuchung führten. Als der Handel abgeschlossen war, hielt jede Partei die andre für übervorteilt.

Nun baten wir Sampo Singi, das Schaf zu schlachten und zu zerlegen, dann sollte er als Lohn für seine Gastfreundschaft und für die uns erwiesene Freundlichkeit das Fell behalten dürfen; hiermit war er sehr zufrieden. Ich beobachtete mit diplomatischer Gleichgültig-

keit, wie er dabei vorging. Er legte das Tier auf die linke Seite und band ihm drei Beine zusammen, das linke Vorderbein aber ließ er frei. Dann schnürte er ihm einen dünnen, weichen Lederriemen mehreremale sehr fest um das Maul. Darauf legte er den Kopf des Schafes so, daß die beiden wagerechten, Kortzieher ähnlichen Hörner den Boden berührten, und stellte sich auf sie. Das Schaf lag jetzt wie in einem Schraubstock mit seinem Kopf am Boden festgenagelt. Als Sampo Singi so weit war, steckte er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Nasenlöcher des gefangenen Schafes, um es durch Erstickung zu töten. Ich sah heimlich nach der Uhr, wieviel Minuten hierzu erforderlich sein würden, vergaß nachher aber, das Resultat aufzuschreiben; doch erinnere ich mich, daß es eine geraume Zeit dauerte und für mich eine entsetzliche Pein war, das arme Tier zappeln und zucken zu sehen, während seine Augen immer weiter aus ihren Höhlen traten. Die ganze Zeit über betete der Alte mit verzweifelter Zungengelaßigkeit „Om mani padme hum“, was mich an die Art der Muselmänner, Schafe zu töten, erinnerte. Wie um ihr eignes Gewissen zu beruhigen und dem Schöpfer zu schmeicheln, plapperten auch sie Gebete zum Lobe des Erwigern her, während sich der kalte Stahl von unschuldigem Blute rötete.

Endlich wurde das Schaf still, seine Beine fielen schlaff nieder, und Sampo Singi richtete sich auf. Es war hart, diese Tierqualerei mitanzusehen, ohne sie verhindern zu dürfen. Ich hütete mich aber wohl, mich und meine Gefühle zu verraten, und im übrigen ist auch jede Einmischung in alte, feststehende Gebräuche völlig nutzlos.

Sodann frühstückten wir miteinander von den gekauften Milchspeisen, und die Hunde erhielten zum Lohn für ihren tadellosen Wachdienst eine tüchtige Portion Fleisch. Die Frau war von ihrem Zeuge derart entzückt, daß sie ganz den Appetit verloren hatte und nur bald diesem, bald jenem von uns freundlich zunickte. Ihre Kleidung war die der Männer; das struppige schwarze Haar war in zwei Zöpfe geteilt, stand aber eigentlich in rattenchwanzähnlichen Büscheln nach allen Ecken und Enden. Sie trug Filzstiefel mit einfacher Buntstickerei, die einst recht hübsch gewesen war. Wie sie es angefangen hatte, so fabelhaft schmutzig zu werden, wie sie war, begriff ich nicht, beneidete sie aber aufrichtig darum. Meine vermuthlich feinere Haut wurde unaufhörlich vom Regen „rein“ gewaschen, auf ihrer Haut aber saß die Schmutzschicht so dick und kompakt, daß sie mir Aussicht auf Erfolg als Treibboot für Frühstarkoffeln hätte benutzt werden können. Die Poren in der Gesichtshaut der Tibeter müßten verschwunden sein; jedenfalls ist es sicher, daß ihre Oeffnungen beständig verstopft bleiben.

Sampo Singi half uns bereitwillig beim Beladen unserer Tiere. Das Zelt war von all den Regenschauern, die es eingeschoben hatte, doppelt so schwer geworden.

Der ehrliche Nomade wünschte uns glückliche Reise nach Lhasa und angenehmen Aufenthalt in dieser Stadt, und der Lama versicherte, er habe dies in so manierlicher Weise gethan, daß ihm die lamaistischen Feinessen sichtlich nicht fremd seien. Es war ihm augenscheinlich nicht darum zu thun, uns noch hier zu behalten; sonst hätte er uns gewiß vor dem bevorstehenden Tagemarsche gewarnt. Er sagte nur, daß wir einen Paß zu überschreiten hätten und daß der Weg nach Lhasa überall deutlich erkennbar sei, weiter nichts. Wir versprachen, ihn auf dem Rückwege wieder aufzusuchen. Wir thaten dies auch, aber ohne Erfolg, denn er hatte seine Penaten bereits nach andren Weideplätzen geflüchtet. —

## Kleines feuilleton.

11. Bei den Puppen. Ein großer Saal, über dem das Glühlicht flimmert, weiße Teppiche auf dem Boden, reich gedeckte Tafeln voll Blumen, Silber und Kristall. Zierliche gepuzte Figürchen an allen Ecken und Enden. Es ist Kinderball. Die kleinen Dämchen prunken in Sammet und Seide, die kleinen Herrchen schauen wichtig und geziert darein. Ein paar sind gerade bei der Verbeugung, andre präsentieren Kuchen und Bäckereien, ein Dritter hat den Arm um die Taille seiner Partnerin gelegt, als wollten beide jeden Moment davontwalzen.

Sie thun es aber nicht, sie bleiben ruhig stehen, immer mit dem gleichen dünnholdseligen Puppenlächeln. Es sind nämlich Puppen; der große Saal ist das prächtig dekorirte Schaufenster eines Großbazar's. Weihnachtsausstellung.

Draußen vor den Scheiben staut sich die Menge. Alles bleibt stehen, Alt und Jung, Arm und Reich, staunt, bewundert, lacht und giebt seine Meinung zum besten. Selbst die Allereifligsten, die eben noch im Sturmschritt liefen, hemmen den Fuß, sobald sie an die Puppen kommen.

Die Puppen beherrschen die Straße. Man hat für nichts mehr Auge und Ohr, als für sie, nicht einmal für die armen Kinder, die frierend am Straßenrand stehen und mit dünnen, zitternden Stimmchen ihre armseligere Weihnachtsware ausschreien: „n Sechser die Knarre, n Trotschen der Hampelmann!“

Was gelten alle Hampelmänner und alle armen Kinder der Welt? Die Puppen sind Trumpf.

Am seligsten sind die Kinder. Die Kleinsten sind durch die Barrieren hindurch gelleitert; da stehen sie nun und drücken das Näschken an die Scheiben und können sich kaum trennen: „Ach, Mama, sieh mal, sieh mal!“

„Mama, da stehen Gläser auf dem Tisch!“

\*) Aus: Eben Gedin „Am Herzen von Asien“. Illustrierte Bände, 20 B. (Leipzig, F. A. Brodhäus.)

„Ach, Mama, die Himmelblaue will tanzen!“  
 „Ja, die will tanzen!“

Die hellen Kinderaugen strahlen und leuchten, und die Mamas machen glückliche Gesichter. Es ist alles ein Jubel und ein Freuen, ein ganz wunschloses Freuen. Diese Allerkleinsten haben noch gar nicht das Begehren nach all der Herrlichkeit dadrin; sie jubeln schon, daß die Herrlichkeit bloß da ist, und daß sie sie betrachten können.

Und die Großen jubeln mit.  
 „Nein, sieh bloß die Puppen!“  
 „Die Himmelblaue ist die allerschönste!“  
 „Aber die kosten was! Solche große ist ja unter zwanzig Mark nicht zu haben. Ich hab' Keeschen mal eine schenken wollen, aber so was ist nichts für ...“ Ein leiser Seufzer.

Er klingt von einem andren Lippenpaar zurück. Die junge Frau mit dem schmalen, verhärmtten Gesicht zieht das abgetragene Capes fester um die Schulter und geht rasch weiter. „Zwanzig Mark! Zwanzig Mark für 'ne Puppe und unseereins hat kaum Arbeit und Brot!“ Sie murmelt es vor sich hin.

Eine Schar Badfische kommt des Weges. Alle elegant und sehr begierig. Wollen schon die Damen herausbeissen, aber nun sehen sie die Puppen und nun verschwindet alle Damenhaftigkeit.

„Ach sieh mal, sieh mal!“ Derselbe Ruf wie bei den Allerkleinsten.  
 „Räthe, sieh doch bloß die Blausidene! Ach solähe muß ich haben!“

„Nein, ich möchte lieber die mit dem roten Sammetkleid und dem großen Spitzentragen.“

„Ich möchte überhaupt keine Puppen, ich lasse mir nur Schmuck-sachen schenken! Puppen sind kindisch.“ Die Größte rümpft das Näschen.

„Na ja, Erna thut sich.“ Die andern lachen und schubsen sie und tanzen wieder von den Puppen an: „Solche große kriege ich!“; zeigt Räthe: „Die kostet schon bloß unangezogen dreißig Mark, und Mama läßt ihr 'n seidnes Kleid machen mit hochstehend gebranntem Pflissees. Ich hab' schon gehorcht.“

„Ach und ich ... ich kriege 'ne Kochmaschine mit Nidelgeschirr und 'n Speise-Sportwagen, da ist alles Geschirr drauf, was man für 'ne Theegesellschaft braucht. Man kann es vom Salon in den Garten fahren, und denn zieht man 'ne Klappe auf und der Wagen ist gleich 'n Speiseisch.“

„Au, den kriegst Du?“ die andern staunen.  
 „Aber der ist theuer“, sagt eine Kleine bewundernd, solch' Wagen kostet fast hundert Mark.“

„Na was thut 'n das?“ Die andre lächelte überlegen. „Mein kleiner Bruder bekommt 'n Kriegsschiff, da hat Papa sogar hundert-fünfzig Mark für bezahlt.“

„Wir sind doch nicht Grete Meißner“, fällt Räthe spöttisch ein.  
 „Ja, was sagt Ihr bloß zu Grete Meißner? Die kriegt jeden Weihnachten dieselbe Puppe, bloß mit 'nem neuen Kleid. Und das näht ihr noch ihre Mutter selber.“

„Na ja, die Meißners sind auch so arm, die Mutter näht ja überhaupt für andre Leute.“  
 „Und Grete hat 'ne Freistelle in der Schule, weil sie so viel lant.“

„Wißt Ihr, lieber möchte ich nichts können, als bloß auf 'ner Freistelle in der Schule sein.“ Allgemeines Gelächter, sie nehmen sich wieder Arm in Arm und trippeln geizert davon.

Aber die Lide vor dem Fenster schließt sich sofort und immer von neuem klingt das „Ach sieh mal!“

„Da sind ja auch ganz kleine Puppen, gud doch mal, die da hinten Reigen tanzen. Davon könnte ich zwei für Gretchen nehmen.“  
 „Aber Ella!“ Die Dame mit dem breiten Persianastragen sagt es im Tone höchster Entrüstung.

„Na warum denn nicht? Sind die denn nicht reizend?“  
 „Aber, Ella, das sind ja Fünfgroßpuppen. Die kannst Du wohl für arme Kinder nehmen, aber doch nicht für Deine Nichte.“

„Na ich sehe doch nicht so weit.“ Die andre entschuldigt sich förmlich: „Für arme Kinder gebe ich überhaupt keine Puppen, da gebe ich Strickshawls und wollene Strümpfe, das ist für die lange gut genug.“

„Ach überhaupt diese Wohlthätigkeit, wenn ich nicht unsrer Stellung wegen müßte, ich thäte überhaupt nicht mit.“

„Ja, es ist eine schäuderhafte Last und ...“ ihre Rede verflingt im Straßenlärm.

Aber Neue kommen an ihre Stelle und immer Neue und immer weiter klingt das Rufen, Lachen, Bewundern, Hoffen und Seufzen vor den Puppen.

Am Straßenrand die dünnen Kinderstimmchen verhallen ungehört im Wind: „'n Sechser die Knarre, 'n Groschen der Hampel-mann!“

— Der Letzte seines Berufs. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Paris geschrieben: Vor einigen Tagen starb hoch in Jahren eine der populärsten Persönlichkeiten von Paris, „le Père Jean“, wie er im Volksmunde hieß. Er war einer der wenigen, die ihr von der steigenden Bildung der Massen verdrängtes Gewerbe bis in die Gegenwart herübergerettet haben. Seitdem seine öffentliche Schreibstube verschwunden, existiert in Paris nur mehr eine einzige gleiche. Wer vom Ostbahnhof kommt, bemerkt an der Mauer des Gefängnisses St. Lazare eine grüne Baracke mit ein paar Fenstern. Durch die Thür tritt man in einen langen schmalen Raum, in dem eine mit Wachstuch überzogene Sitzbank, ein paar Stühle, Altentänder und zwei Tische stehen. Ein Geschwisterpaar, ein junger Mann und seine noch jüngere Schwester, sind die Inhaber. Sie haben das Geschäft

des „*écrivain public*“, das seit 1824 an dieser Stelle betrieben wird, von ihrem Vater geerbt, und geben ihren Erwerb noch lange nicht verloren. Das „*saire la lettre*“, die Abfassung von Briefen, die früher den weitaus größten Teil ausmachte und sehr einträglich war, ist zwar auf einen ganz kleinen Umfang zusammengechrumpft, immerhin giebt es noch eine ganze Anzahl von Briefen anzufertigen. Denn mit der Federführung allein ist es noch nicht getan, und wenn vielen die Hand auch gelenkig genug ist, um Schriftzüge zu malen, so hapert es mit der Orthographie. Dann kommt die Anfertigung von Bitt-schriften aller Art, die mit ihren mannigfaltigen obligatorischen Formeln selbst für weniger Ungebildete noch immer eine Geheim-wissenschaft bleiben. Wie der Inhaber der Bude bei St. Lazare berichtet, hat er sogar so viel zu thun, daß er sich eine Schreib-maschine anschaffen mußte, und daß er jetzt mit der Absicht umgeht, das Geschäft in ein bequemes geschlossenes Lokal zu verlegen. Freilich, ihre Liebesbriefe können die meisten Menschen heute selbst schreiben, aber sie haben andre neue Bedürfnisse bekommen, für welche der „*écrivain public*“ ein unentbehrlicher Helfer geworden ist. Die vornehme Dame, die ihren Brief viel besser stilisieren könnte als der öffentliche Schreiber, kommt, weil ihre eigene Schrift sie ver-raten könnte, die *sille-mère*, die ihren Fehltritt nicht entdecken lassen will und sich bei der Amme auf dem Lande nach der Kleinen erkundigt. Dann aber — und dieser Zweig des Betriebes mehrt sich mit jedem Tag — folgt die Reihe der Kunden, die — eine Rede zu halten haben und nicht reich genug an Ideen sind. So manche der schönen Ergüsse, welche die Ehrenpräsidenten der populären Gesangsvereine, Turn-vereine usw. bei feierlichen Gelegenheiten von sich geben, stammen aus dem Kopfe des „*écrivain*“, dann die Ansprachen bei Begräbnissen, bei Hochzeiten. Endlich ist der „*écrivain*“ auch der Dichter von Ge-legenheitsgedichten, von Trübsprüchen und andren „Improvisationen“. Nicht wenig zur Erhaltung des Gewerbes tragen auch die Liebhaber von Orden und Verdienstmedaillen bei. Zunächst muß der „*écrivain*“ mit entscheiden, ob man überhaupt Aussicht auf den „*merite agricole*“ oder diese und jene Auszeichnung hat. Dann besorgt er, wenn der Kandidat keine Beziehungen hat, die Vermittelung mit den ein-flußreichen Leuten, seien diese auch nur der bei den Deputierten-wahlen maßgebende *Maire* des Bezirks. So also, meint der letzte öffentliche Schreiber von Paris, muß man sich dem Fortschritt an-zupassen verstehen und man erleidet keinen Schaden. —

tt. Der Hagedornapfel. Seit etwa fünf Jahren wird keine Apfelsorte so oft erwähnt und viel gerühmt wie der Hagedornapfel. Im Jahre 1899 hat ihn eine viel gelebte Gartenbau-Zeitschrift, „Der praktische Ratgeber“, sehr warm empfohlen, und seit dieser Zeit ist er von vielen angepflanzt worden. Gelegentlich einer Um-frage über diese Sorte liefen bei der erwähnten Zeitschrift von den verschiedensten Orten Deutschlands die günstigsten Berichte ein. Der Hagedornapfel beginnt nämlich sehr bald zu tragen, schon im zweiten Jahre der Pflanzung, und er trägt alsdann regelmäßig jedes Jahr. Wer die Sorte also im Jahre 1899 oder auch selbst erst 1900 gepflanzt hat, der hat schon mehrere Ernten gemacht und kann sich über die Eigenschaften des Baumes bereits ein Urteil bilden. Selbstverständlich werden immer wieder neue oder neu hervor-gefuhte Apfelsorten empfohlen, aber meistens werden diese doch bald wieder vergessen. Der Hagedornapfel ist jedoch eine Sorte, die allgemein Anerkennung findet, so wie vorher der Bismardapfel und noch früher die Goldparmäne Ereignisse im Obstbau gewesen waren. Der Bismardapfel hatte allerdings nur durch seine frühe Fruchtbar-keit und die Größe seiner Früchte Aufsehen erregt, die Goldparmäne aber wird als eine der vorzüglichsten, wohlschmeckendsten und dabei anspruchslosen Sorten ihr Ansehen behalten. Der Hagedornapfel steht gewissermaßen zwischen beiden in der Mitte. Er ist außer-ordentlich anspruchslos, auf jedem Boden, der überhaupt zum Obstbau nur noch einigermaßen zu gebrauchen ist, gedeiht er, und er wächst auch in rauhen Gebirgslagen, so zum Beispiel auf dem Riesengebirge in einer Meereshöhe bis 750 Meter. Er ist auch im Laube wie im Holze sehr gesund, und seine Wästen sind weder gegen Frost noch gegen Regen empfindlich. Gerade diese Eigenschaft ist von großer Wichtigkeit bei einem Apfel, denn nur zu oft vernichten Nachtfrost oder anhaltendes Regenwetter zur Zeit der Blüte den ganzen Jahresertrag. Der Baum ist an und für sich sehr fruchtbar, aber erst diese Unempfindlich-keit zur Zeit der Blüte macht eine jäherliche Ernte ziemlich sicher. Ein Gartenbesitzer aus Rothenburg schreibt, er habe einen Hagedorn-apfel vor etwa 15 Jahren gepflanzt; zwei Jahre, nachdem er gesetzt war, habe er getragen und von da an kein Jahr geruht. Dabei habe er jedes Jahr überreichlich voll gehtagen, seit den letzten vier Jahren habe er gestügt werden müssen.

Die Frucht des Hagedornapfels ist ziemlich groß, glattrand, wachsglänzend und an der Sonnenseite leicht gerötet. Sie ist nun allerdings im Geschmack nicht gerade vorzüglich, aber sie ist doch auch nicht schlecht und kann schließlich noch als Tafelapfel gelten. Sie wiegt normalerweise 210 bis 225 Gramm, also beinahe ein halbes Pfund. Allzustar! wächst der Hagedornapfel nicht, von solchen unermüdlichen Trägern — das gilt ja auch vom Bismard-apfel und von der Goldparmäne — lant man natürlich nicht auch noch ein riesiges Wachstum verlangen. Als Hochstamm sollte diese Sorte deshalb nicht gepflanzt werden, sondern als Halb-stamm. Vorzüglich eignet sie sich als Buschbaum. Als solcher baut sie sich so schön, daß sie wenig oder gar nicht geschnitten zu werden braucht. Solch ein Buschbaum wird als einjährig-Veredlung, also als kleine dünne Aute gepflanzt und auf vier, fünf

Kräftige Augen zurückgeschnitten. Alsdann wird daraus ein Busch und nun kann man ihn ziemlich frei wachsen lassen, höchstens daß zu dicht stehende Zweige einmal entfernt werden. Der Hagedornapfel ist übrigens keine neue Apfelsorte, er ist wohl schon ziemlich lange bei uns aus England eingeführt. Dort heißt er Hawthornden, der englische schwer auszusprechende Name hat ihn, wie es scheint, bei uns nicht populär werden lassen. Im Jahre 1899 machte ein praktischer Mann den Vorschlag, die Sorte Hagedornapfel zu nennen. Das bedeutet nämlich jener englische Name. Seit der Zeit und seit der Empfehlung des „Praktischen Ratgebers“ ist der Hagedornapfel bei allen Obstbaufreunden bekannt und berühmt geworden. —

**Theater.**

Neues Theater. „Früchte der Bildung“. Komödie in vier Aufzügen von Leo Tolstoj. — Der ausgezeichneten Ausführung unter Valentins bewährter Regie gelang es, die Farben dieser nicht eben beträchtlichen und etwas abgelagerten Komödie des großen russischen Romanschriftstellers in einigen Partien sehr glücklich aufzufrischen. An der Intrigue, die, von außen her gesehen, den Mittelpunkt des Stüdes bildet, ist freilich nichts zu retten. Die Idee, daß ein Stubenmädchen vom Lande den spiritistischen Hausherrn dadurch zur Unterschrift eines Kontrastes im Interesse der befreundeten Dorfgenossen bringt, daß sie ihren Liebsten als Medium geistiger Beschränkungen das Schriftstück auf den Tisch herabfallen läßt und durch dreimaliges Geistespochen zur Unterschrift auffordert, ist zu possenhaft unwahrscheinlich, um noch als Satire zu wirken; und hinwiederum wird dieser Streich so umständlich und schwerfällig vorbereitet, so bescheiden-schüchtern ausgeführt, daß es zu keinem rechten lustigen Pöffenladen kommt. In dessen hätte das zum bitteren Ernste dieser Komödie auch nicht gepaßt. Die Fabel und die Komik, die sich ihr etwa abgewinnen ließen, kümmern Tolstoj wenig. Er nimmt da das erste Beste, was sich bietet und was so ungefähr geeignet scheint, den Gedanken, denen er Ausdruck geben, den Kontrasten, durch deren anschauliche Vorführung er die Gewissen schärfen möchte, einen theatermäßigen Zusammenhang zu geben. Es ist das alte, schon in den Jugenddichtungen Tolstoj's anklingende Thema, das hier wiederkehrt: die Gegenüberstellung der „Civilisation“, der „Bildung“, die sich in Tolstoj's Geist mit dem Wilde des höchsten Mißzügängerlebens der russischen Aristokratie unlogisch, aber untrennbar associiert hat, und der „Natur“, als deren einfältig schlichter Repräsentant dem Dichter der die Scholle beadernde, hart arbeitende russische Bauer erscheint. Mit einem tiefen demokratischen Instinkt, der die tiefste Sympathie erweckt, kreuzt sich bei Tolstoj eine eigensinnige, in der Civilisation nur das Negative, die Verkümmern der Natürlichen, nicht aber die revolutionäre, gewaltig einer höheren, freieren Natur zustrebende Macht, stehende Ideologie — eine Denkart, die ihre Wurzel hat eben sowohl in der Zurückgebliebenheit der russischen Verhältnisse, als in dem persönlichen Entwicklungsgang des Dichters, in der Wahlverwandtschaft, mit der ihn urchristliche Vorstellungskreise anziehen.

Als „Früchte der Bildung“ figurirt in der Komödie ein Haufe geldgegneter Idioten, Schwäger und Neurastheniker, Typen aus dem urteilslosen Schwarm, der hinter jeder neuen Mode herläuft. Der Hausherr hält es mit dem Spiritismus und ist so bernarrt in seinen Glauben, daß er von dem durchsichtigsten Trick gefoppt wird; die Dame des Hauses, eine weinerlich nervöse Tyranin, hat sich auf die Vacillenfurcht als Specialität geworfen. Die ungewaschenen Pelze der Bauern, die, um von ihrem Manne Land zu kaufen, nach der Stadt gekommen sind, verfehen die ewig vor Ansetzung Bitterde förmlich in einen Wutkrampf. Die Tochter — eine alberne perpetuierlich lachende Gans, gleich der Mutter ohne jedes Taktgefühl; der Sohn — ein aufgelaßener Längensichts, in seiner leutseligen Laune womöglich noch beleidigender, als wenn er mit seinem Kerger laut heraussplagt, immer auf der Jagd, dem Vater oder der Mutter Hunderttrübel-Scheine abzupressen. Und die Freunde des Hauses sind der Familie wert.

Die drei demütigen, wahrlich nicht sonderlich gefächten noch entschiedenen Bäuerlein, die den gnädigen Herrn vergebens bitten, doch gegen eine Abschlagszahlung den versprochenen Acker der Dorfgemeinde zu überlassen, — die, eine Bielscheibe faden Gespöttes, von der Vorhalle in die Leutestube zurückgeschickt werden, nehmen sich, und zwar ohne Spur irgendwelcher Idealisierung, im Kontrast zu dieser Gesellschaft geradewegs wie Männer und Weise aus. Der eindrucksvollste Teil des Dramas ist der zweite Akt, wo die drei, verwundert ob all' des Neuen, das sie gesehen, unten beim Gesinde ihren Thee trinken. Die Köchin erzählt wie es bei dem Essen der Herrschaften hergeht, was da gestopft und vergeudet wird; sie schildert einen Ball, spricht von den armen Mädchen, die in dem Hause ihre Unschuld verlieren und dann erbarmungslos auf Pflaster gesetzt werden. Staunend, Kopfschüttelnd, halbtaut mißbilligend hören die Fremden zu, aber unfähig in ihrem abgestumpften, arbeitsmüden Bauernsinn zu einer jäh auswallenden Empörung. Was ist, das muß wohl alles sein! Nur der alte, nach vierzigjährigem Dienste fortgejagte Koch, der Trunkenbold, den die Köchin, wenn er sonst kein Obdach findet, heimlich bei sich aufnimmt, ballt, aus seinem Hosenstreck herintertextend, einmal die Faust und stößt, halb delirierend, Flüche aus wider das blutgauerische, erbarmungslose Gesindel.

das da oben sein Wesen treibt. Epigrammatisch schließt die Scene damit, daß die Herrschaften und Gäste bei ihrem Spiel lärmend in die Gesindestube dringen und die eingeschlafenen Bauern von den Bänken schrecken. Die letzten beiden Aufzüge, die magere Intrigue und die Auflösung wirken im Verhältnis hierzu nur matt.

Das Spiel verdiente alles Lob. Lucie Höflich gab ein allerliebstes, flinnes und munter-anschlagiges Stubenmädchen, Lini Senders entwidelte als „die dicke Dame“ in der Gesellschaft eine elementare, wahrhaft gierige Geschwägigkeit von höchst charakteristischer Komik, Lilla Durieux exekutierte flott die schwierige Rachrolle des gnädigen Fräuleins, die Krone aber waren die prächtigen drei Bauern der Herren Thurner, Lich und Arnold. — dt.

**Aus dem Pflanzenleben.**

ie. Die Pflege der Guttaperchabäume hat sich wegen des dauernd steigenden Bedarfs an dem wichtigen Stoff in der elektrischen Industrie als eine unabwendliche Forderung herausgestellt. Man hat in den Guttaperchawäldern von Indonisien zu lange rücksichtslosen Raubbau getrieben, der jetzt seine üblen Folgen trägt. Die Holländer haben allerdings Versuche mit der künstlichen Anpflanzung gemacht, wozu der Botanische Garten von Buitenzorg benutzt wurde. Nachdem dort Bäume der besten Art aufgezogen sind, giebt der Gouverneur von Java aufs freigiebigste an alle, die sich mit der Anpflanzung zu beschäftigen gedenken, Samen ab. Die Samereien werden aufs sorgfältigste in Holzboxe und in luftdicht verschlossenen Zimbüchsen verpackt. Die Versuche, die mit der Ueberführung junger bewurzelter Pflanzen gemacht worden sind, haben wenig Erfolg gehabt. Von 100 000 Pflanzen, die von Java nach Singapur gesandt wurden, um auf der Halbinsel Malakka, wo die Guttaperchabäume fast gänzlich ausgerottet worden sind, aufgezogen zu werden, blieben nur 4—5000 am Leben. Man hat sich jetzt überhaupt daran gewöhnt, größere Guttaperchalieferungen in Zukunft nur noch von Afrika aus zu erwarten, wo sich noch große Bestände brauchbarer Bäume gefunden haben. Der Botanische Versuchsgarten in Algier hat außerdem ähnliche Untersuchungen angestellt wie die früheren in Buitenzorg, und dabei ist die wichtige Entdeckung gemacht worden, daß sich an den holzigen Teilen der Zweige des Guttaperchabaumes, wenn er unter angemessene klimatische Verhältnisse gebracht und ordentlich gepflegt wird, grüne Schößlinge entwickeln, die sich leicht als Stecklinge verwerten lassen. Es wird beabsichtigt, diese Fortpflanzungsart zunächst in den französischen Besitzungen Westafrikas auszunutzen, wo das tropische Klima dem Wachstum des Baumes besonders günstig ist. Die nötigen Pflanzen würden aus den britischen Kolonien Westafrikas zu erhalten sein. Da auch in den deutschen Schutzgebieten in Ost- und in Westafrika wertvolle Guttaperchaplantzen gefunden sind, wird man sich diese neuen Erfahrungen auch dort zu nütze machen. —

**Humoristisches.**

— Aus Gendarmerie-Anzeigen. „Meier ist nicht zuverlässig und seine Aussage muß mit Kopfschütteln beurteilt werden.“ —

— Der Hirtenhut. Der verstorbene Bischof S. von P. trug die weiten römischen Hüte. Einmal begegnete ihm auf dem Domplatze ein Bauernbiblein, das voll Bewunderung vor dem Kirchenhirten stehen blieb und Maul und Augen aufriß.

„Lieber kleiner“, sagte der Bischof herablassend, „was gefällt Dir an mir?“ „Weißt gar an so an weiten Hut anfaß!“ antwortete das Biblein. „Das verstehst Du nicht, lieber Anabel! Das ist der Hirtenhut. Der ist noch viel zu klein, der soll den ganzen Erdkreis umspannen.“ belehrte der Kirchenfürst. „Vriaderl, da werd's finsta“, replicierte der lichtfreundige Blondkopf aus dem Bayerwalde. —

— Der Held. Ein Ged, welcher einer Dame stark den Hof machte, wurde einst von dem Verlobten dieser Dame an einen stillen Ort gefodt und dort windelweich gehauen. Als er dies Abenteuer später im Kreise seiner Freunde zum besien gab, machte er sich natürlich zum Helden. „Ich hatte den Kerl zu Boden geschlagen“, erzählte er, „und wollte mich gerade auf ihn werfen, da sprang er auf und lief davon, ich wie Sturmwind hinterher.“

„Hast Du ihn denn gekriegt?“ fragte einer seiner Freunde. „I wo, denkst Gach die Gemeinheit, der Kerl warf mir plötzlich seinen Spazierstod ins Kreuz . . . na, da ließ ich ihn denn laufen.“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Nobelpreise erhalten: Jensen-Kopenhagen (Medizin), Arrhenius-Stockholm (Physik), Björnhijerne Björnson (Litteratur), Randall Cremer (Friedenspreis). Der Preis für Chemie wurde zwischen dem Ehepaar Curie und Becquerel geteilt. —

— d'Annunzios neues Drama „Die Tochter Forios“ gelangt im Februar in Mailand zur Erstaufführung; die Duse spielt die weibliche Hauptrolle. —

— Am 1. Januar 1904 erscheint bei Ernst Wasmuth (Berlin) „Der Städtebau“, Monatschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte nach ihren wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundfragen. Das Heft hat 16 Seiten illustrierten Text und 8 Tafeln (Format 27,5x35). Preis 20 M. pro Jahr. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. Dezember.